

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die Verschollenen.

Original-Roman von Hans Erey. [9]

(Fortsetzung.)

„Der Herr Graf haben sich gestern nicht sehr günstig über den Notar geäußert,“ sagte der Diener „und da konnte ich ihm doch nicht mit Ihrer Sache kommen? — Ja, wenn Sie nicht bei dem Notar wären! — Ich wage es nicht, ihn zu bitten, Sie zu empfangen.“

„Wie, Sie glauben also, daß das das Hindernis ist?“

„Freilich! — Dazu kommt, daß man im Hotel herumspricht, mein gnädiger Herr wäre verrückt. Ich glaube, der Graf hat schon etwas dergleichen gemerkt. Wir bleiben ja auch nicht mehr lange hier!“

„Ich bin ja nicht mehr bei Herrn Notar Brokmann, sondern habe die Stellung aufgegeben,“ erklärte Wellhoff in einem Tone, der jeden Zweifel an seinen Angaben ausschloß.

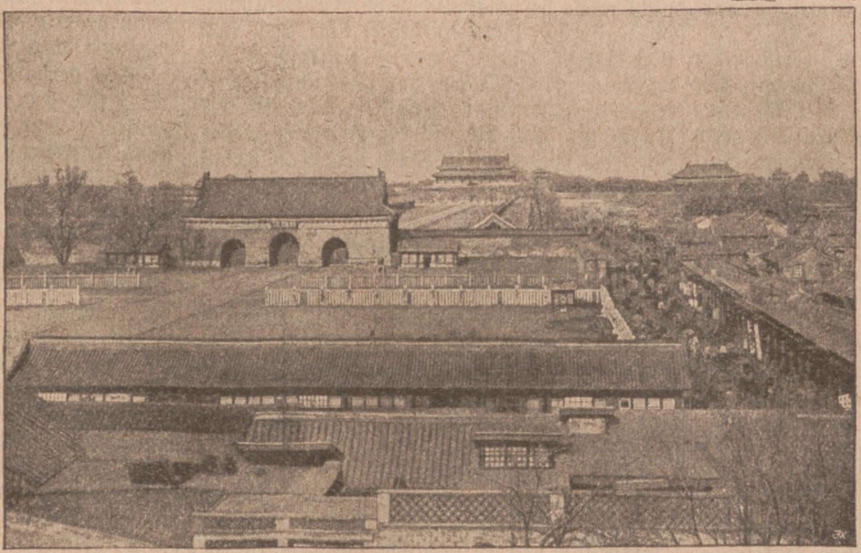
„Ja, aber was geht Sie denn da noch die ganze Sache an?“

„Mich hat das Geschick der verschollenen Frau Gräfin tief ergriffen und ich will alles in Bewegung setzen, um die Frage zu lösen, was aus der hohen Dame geworden ist. Ich denke ganz anders über diese Angelegenheit, wie der Notar. Ich habe meine Stellung aufgegeben, um mich ganz dieser Sache zu widmen und eine innere Stimme sagt mir, daß ich Erfolg haben werde.“

Hinter Wellhoff war leise eine Thür geöffnet worden und ein hoher stattlicher Greis, ganz in einen Pelz gehüllt, eine blaue Hausmütze auf dem Haupt, die einem Turban ähnlich war, trat geräuschlos auf die Schwelle. Er hielt einen Stock in der Hand, auf den er sich stützte. Das Haupthaar war schneeweiß und ebenso sein über die blutlosen Lippen strebender Schnurrbart. Mit lebhaftem Interesse blickte er den jungen Mann an, dessen Worte er vernommen hatte.

Der Diener duckte sich und wandte sich zur Seite. Ganz verblüfft drehte sich Wellhoff um und stand dem Grafen gegenüber, den er sofort erkannte.

„Wie heißen Sie, junger Mensch,“ fragte er Wellhoff fast rauh und unzugänglich.



Eingang zur kaiserlichen Stadt in Peking.

„Wellhoff, Herr Graf,“ entgegnete dieser, sich tief verbeugend.

„Wie kommen Sie dazu, sich um meine Angelegenheiten bekümmern zu wollen?“

„Aus Interesse für die Sache selbst, Herr Graf,“ gab Wellhoff mit seltenem Freimut zurück, „andre Interessen habe ich dabei nicht.“

„Wenn Sie ohne jegliches Interesse in einer Ihnen fremden Sache handeln wollen, dann sind Sie jedenfalls ein Mensch, der es im Leben nicht weit bringen wird. Ich glaube Ihnen das auch nicht.“

„Das müßte ich beklagen, Herr Graf,“ antwortete Wellhoff und hielt den scharfen, forschenden Blick des alten Herrn ruhig aus.“

„Sie haben also, wie Sie dem Franz da erklärt, Ihre Stellung aufgegeben, um sich mir zu widmen, ohne einen Auftrag dafür zu haben?“

„Ich glaube einer guten und edlen Sache zu dienen.“

Die ganze Haltung Wellhoffs, seine schlanke, edle Gestalt und vor allem gewisse Züge in seinem Gesicht, schienen den Grafen Suthorst durchaus angenehm zu berühren. Aber es war nicht seine Gewohnheit, dies merken zu lassen, sondern er fuhr in dem strengen Ton weiter:

„Sind Sie denn in der Lage, sich selbstlos fremden Interessen zu widmen, sind Sie reich?“

„Nein, Herr Graf,“ gestand nun Wellhoff kleinlaut ein und wurde rot, „ich bin ohne Vermögen.“

„Und trotzdem wollen Sie sich Zwecken widmen, die Ihnen kaum etwas einbringen können?“

„Ich weiß dieser Frage gegenüber, wie sie der Herr Graf mir gestellt, keine andre Entschuldigung als die, daß ich einer Stimme in meiner Brust, einem innern Drange folge.“

Jetzt umspielte ein Lächeln die Lippen des alten Herrn; einem solchen Menschen war er offenbar noch nicht begegnet in seinem Leben. Aber gerade das regte sein Interesse für Wellhoff an.

„Aber Ihre Eltern werden damit nicht einverstanden sein,“ versetzte der alte Herr, „besonders, wenn Sie auf Verdienst angewiesen sind.“

„Ich habe keine Eltern, Herr Graf."

Wellhoff sagte das in einem Tone, der den Grafen eigentümlich berührte.

„Wo leben Sie denn?"

„Bei meiner Tante, die mich erzogen hat. Meine Eltern habe ich überhaupt nicht gekannt."

„Hm — besitzt denn Ihre Tante Vermögen?"

„Sie lebte bis jetzt von dem, was ich verdiente." Bei diesen Worten kam Wellhoff plötzlich der Gedanke, dem alten, unzugänglichen Herrn das Bild seiner Tante zu zeigen. Aber ebenso schnell, wie ihm der Gedanke gekommen, ließ er ihn wieder fallen.

Graf Suthorst schritt nun wieder der Thür zu, aus der er gekommen. Er bewegte sich, auf seinen Stock gestützt, nur mühsam über die Schwelle. Nun aber wandte er das Haupt etwas nach Wellhoff um und sagte: „Kommen Sie 'mal mit."

Ein freudiges Rot schoß Wellhoff ins Gesicht und sofort folgte er dem alten Herrn in das anstoßende Gemach.

Es war dasselbe Zimmer, in welchem das Testament aufgenommen worden war.

Der Graf setzte sich auf seinen Sessel und hochaufgerichtet blieb der junge Mann vor ihm stehen.

„Es liegt etwas in Ihrem Wesen, das mich beinahe angenehm berührt, ich darf jedoch auch nicht vergessen, daß ich so oft in meinem Leben betrogen und hintergangen worden und daher schwer zugänglich bin," begann der Graf zu plaudern, „mein letzter Privatsekretär hat mich mit schnödem Undank belohnt und ich bin schon darauf gefaßt, daß Sie mir es gerade so machen. Er ließ sich hinter meinem Rücken mit meinen Anverwandten ein und hat mich verraten und verkaufen wollen."

Wellhoff wußte nichts zu erwidern, aber seine Pulse flogen in stürmischer, erwartungsvoller Erregung.

„Je länger ich Sie betrachte," erklärte der Graf weiter, „desto mehr finde ich, daß Sie ein angenehmer Mensch sind, den ich ganz gut um mich haben könnte. Wollen Sie mein Sekretär werden? Ich biete Ihnen ein auskömmliches Gehalt von zweihundert Mark für den Monat, dabei freie Station."

„Mit wahrer Lust, Herr Graf, nehme ich die Stelle an und bin bereit, mit Herz und Hand Ihnen zu dienen!"

„Aber die Sache ist nicht so leicht, Wellhoff. — Wellhoff?" unterbrach er sich hier elber, „Wellhoff — wo habe ich diesen Namen schon gehört?"

Der alte Herr versank in Nachsinnen.

„Vielleicht hörten Sie meinen Namen bei Abfassung des Testaments?" fragte Wellhoff.

„Nein, nein — früher, viel früher, vor vielen Jahren! — Nun, es mag ja sein. — Sie nehmen also an, Wellhoff?"

„Sofort, gnädiger Herr, und ich werde alles aufbieten, damit Sie mit mir zufrieden sein werden."

„Ihr Dienst beginnt morgen, nicht heute. Melden Sie sich um zehn Uhr bei mir. In den nächsten Tagen siedele ich nach der von mir erworbenen Villa über und Sie werden dort zwei geeignete Zimmer finden. Ich gedenke meinen Haushalt etwas zu vergrößern, denn ich bin krank und werde von nun ab nicht mehr reisen."

Mit einer Handbewegung, begleitet von einem milden, wohlwollenden Blick, wurde er entlassen. Voll tiefinnersten Dankes blickte der junge Mann seinem neuen Herrn ins Angesicht, dann verbeugte er sich und ging.

Er war gerettet und das Glücksgefühl, welches jetzt über ihn kam, war so mächtig, daß er es kaum tragen konnte und etwas taumelte, als er über die Schwelle ins Vorzimmer trat. Hier blieb er einen Moment stehen, wie ein Träumender, dann eilte er fort, über die weichen, kostbaren Teppiche, über den Korridor hinaus und verließ das Hotel.

Wie ganz anders kam ihm jetzt die Welt vor! — Doppelt so viel Gehalt sprach ihm der Graf zu, als er bei dem Notar zuletzt erhielt, dazu eine Wohnung in der Villa. Er kann mit seiner lieben Tante dorthin übersiedeln, Blumenduft und Vogelgesang wallt dann zu ihr ins Fenster hinein. Jauchzend will er ihr heute um den Hals fallen und ihr ins Herz hinein jubeln, daß jetzt eine große, schöne Zeit beginnt, daß auch für sie nun die Tage des Glücks gekommen sind.

In wahrer Hast stürmte er fort, weder rechts noch links um sich schauend und nur mit dem Gedanken beschäftigt, seiner Tante eine gesicherte Unterkunft verschafft zu haben.

„Baron, Baron!" rief jetzt eine Stimme hinter ihm her. Wellhoff blieb stehen und sah den kleinen Fink mit atemloser Hast auf sich zueilen.

„Der Herr Notar wünscht Dich zu sprechen, Wellhoff. Er schickt mich, Du sollst sofort kommen, unter allen Umständen!"

„Thut mir leid," erklärte Wellhoff, „kann dem Herrn Notar meine Zeit nicht mehr widmen. In welcher Angelegenheit will denn der Chef mit mir sprechen?"

Das erhitzte Gesicht Finks nahm einen geheimnisvollen Ausdruck an.

„Da ist etwas vorgegangen, sage ich Dir, Baron! Es ist für Dich ein Glück, daß Du nicht mehr bei uns bist. Das Dienstmädchen, die Luise, hat mir heimlich erzählt, daß Herr van Steen bekneipt war. — Unser Fräulein hat rotgeweinte Augen, das habe ich selbst gesehen, und Herr van Steen, — nun, der reist Knall und Fall ab und kommt nicht wieder. Für die Frau Doktor ist der Arzt geholt worden."

Im Augenblick war es Wellhoff klar, was im Hause des Chefs vorgefallen sein konnte. Sicherlich hatte sein Freund Steen in seiner Weinlaune noch gestern dem Notar und seiner Gemahlin Erklärungen abgegeben, die dessen sofortige Abreise zur Folge hatten. Was der ruhige Kapholländer in nüchternem Zustande nie gethan haben würde, das brachten die prickelnden Geister des Champagners bei ihm fertig.

Aber was wollte denn der Notar mit ihm? — Hatte er auch erfahren, daß zwischen ihm und Julie ein Liebesverhältnis bestand? Jedenfalls war es geraten, die Schwelle des ehemaligen Chefs nicht mehr zu betreten.

Schon wollte er Fink erklären, wie es ihm unmöglich sei, daß er Doktor Brokmann jetzt seine Aufwartung machen könne, als er erschreckt die Wahrscheinlichkeit vor Augen sah, daß am Ende der Notar ihn und seine Tante aufsuchen könnte.

Dem mußte unter allen Umständen vorgebeugt werden, lieber wollte er den ganzen Zorn des Chefs über sich ergehen lassen.

„Gut," sagte er nun entschlossen zu Fink, „ich gehe mit!"

Fink nahm den Kollegen am Arm und zog ihn mit sich fort.

„Aber nimm die Sache nicht zu leicht, Baron," mahnte dieser, der Chef war blaß vor Aufregung und wird Dir wohl etwas Gehöriges zu sagen haben. Ja, wenn Du mit unserm Fräulein keine geheimen Zusammenkünfte gehabt hättest."

„Vor allen Dingen ersuche ich Dich, Fink, davon kein Wort mehr zu sprechen, das geht Dich ja auch nichts an."

„Ich bekümmere mich ja auch nicht darum," gab dieser zur Antwort und lachte boshaft, „die Hauptsache ist, daß ich Dich mitbringe. Ich sollte Dich von Deiner Tante abholen."

Zehn Minuten später hatten die beiden das Haus des Notars erreicht und bald darauf betrat Wellhoff, von dem kleinen Fink gewissenhaft eskortiert, das Arbeitskabinett des Notars.

Doktor Brokmann sah in der That bleich und angegriffen aus. In seinen sonst so lebhaften Augen lag heute ein dunkler Glanz. Er saß an seinem Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände, als Wellhoff eintrat.

„Ah, da sind Sie ja, Wellhoff," redete er diesen ruhig, ja fast freundlich an, aber durch den Ton seiner Stimme klang ein mühsam verhaltenes Leid.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Notar?"

Fink hatte die Thür hinter Wellhoff nicht ganz ins Schloß gelegt, offenbar wollte er lauschen, nun legte der Notar sie ins Schloß und setzte sich wieder auf seinen Schreibstuhl.

„Meine Tochter hat mir Dinge erzählt, Wellhoff, die mich als Vater sehr betrüben mußten, allein, ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, Wellhoff, schließlich sind wir Menschen. Ich spreche Sie sogar vollständig frei, denn Sie würden es kaum gewagt haben, die Augen zu meiner Tochter zu erheben, wenn Sie nicht ermuntert worden wären. Auch ich war einmal jung und hätte in diesem Falle kaum anders gehandelt. Sie sehen also, ich gebe mir Mühe, rein objektiv zu urteilen."

Der verhaltene Schmerz des Vaters seiner Julie, der aus seinen Worten sprach, erschütterte den jungen Menschen, so daß er keine Antwort hervorbringen konnte.

„Wenn jemand hier zur Verantwortung gezogen werden soll," fuhr der Notar fort, „so sind das wir, ich und meine Frau, denn wir haben uns die Erziehung unsres einzigen Kindes vielleicht zu leicht gemacht. Wenn ich für Julie einen Entschuldigungsgrund suchen wollte, so wäre es der, daß Sie, Wellhoff, ein auffallend hübscher Mensch sind. Aber ich glaubte immer, meine Tochter derart erzogen zu haben, daß sie den Menschen nur nach seinem inneren Wert, nach der gesellschaftlichen Stellung, die er sich errungen, taxiert. — Nun, in dem Augenblick, in dem uns die Augen geöffnet sind, ist auch die Gefahr beseitigt. Ich sage Ihnen das nur, um Sie davon zu unterrichten, daß ich sowohl, wie meine Frau, informiert sind."

Diese letzten Worte klangen fast in einer Drohung aus, die Wellhoff kaum mißverstehen konnte. Er raffte sich jetzt sogar zu einer Entgegnung auf, aber der Notar schnitt ihm das Wort ab.

„Aber ich bitte Sie, Wellhoff, ich will ja gar nicht hören, was Sie mir zu sagen haben. Die Sache trifft ja gerade Sie und Ihre Tante hart genug, denn Sie können nun unmöglich ferner in meinem Hause ein- und ausgehen. — Es ist überhaupt wünschenswert für alle Teile, daß wir uns bemühen,

so rasch wie möglich über diesen unerquicklichen Punkt hinauszukommen. Nur darüber möchte ich von Ihnen Auskunft erhalten, was Sie mit Herrn van Steen gehabt haben?“

„Er holte mich in meiner Wohnung ab,“ antwortete Wellhoff und seine Stimme klang trocken, beinahe heiser, „es geschah das gegen meinen Willen, denn ich hatte mich bereits von ihm zurückgezogen.“

„Jawohl, Herr Notar, er gestand mir, daß er in der Heimat eine Braut habe. Da er sich mit Selbstmordgedanken trug, gab ich mir Mühe, ihm diese auszureden. Wir tranken hierauf sehr viel Sekt!“

„Ich dachte, Sie würden ihn zur Vernunft bringen, Wellhoff,“ sagte der Notar vorwurfsvoll, „Ihnen mußte es leicht gewesen sein, den jungen Mann auf vernünftige Wege

„Wenn ich Ihnen gefällig sein könnte?“

„Sehr, Wellhoff, aber sehr! Treten Sie von nun ab nicht wieder meiner Tochter in den Weg. Als vernünftiger Mensch müssen Sie sich sagen, daß die Sache zu nichts anderm führen kann, als daß ich blamiert oder doch kompromittiert werde. Ich glaube nicht, Wellhoff, daß ich das um Sie verdient habe. Geben Sie mir Ihr Wort.“



Bärenauktion in der Berliner Centralmarkthalle.

Obgleich man in den Berliner Markthallen Speisen, Früchte, Blumen, Wild und Geflügel, kurzum alles, was für Küche und Haus gehört, kaufen kann, ist die Versteigerung, welche unser Bild sehr gelungen wiedergiebt, doch eine noch nicht dagewesene. Um den jungen Bären, um welchen es sich hier handelt, zu erstehen, erschienen allerdings zumeist Wildhändler, indessen hatte sich auch eine größere Anzahl von Neugierigen eingefunden. Mit lautem Hurra wurde der kleine „Petz“ empfangen und schnell fanden sich auch Liebhaber, welche Gebot auf ihn machten. Der allerliebste muntere Kerl, der stehend auf den Hinterbeinen die johlende Menge neugierig betrachtete, wurde mit fünfzig Mark eingesetzt und schließlich für 125 Mark einem Wildhändler zugeschlagen.

„Weshalb?“ fragte der Notar scharf.

„Ich befand mich in einer unerträglichen Lage ihm gegenüber.“

„Ich begreife,“ antwortete der betrübte Vater und dachte an die Hoffnungen, die er auf Wellhoff gesetzt hatte, „nun aber kam es zu Erklärungen und Sie haben sich mit van Steen befreundet.“

zu bringen. Freilich hatte ich keine Ahnung, in welche Beziehungen Sie zu meiner Tochter getreten waren. Nun, Wellhoff — Herr van Steen ist bereits abgereist — mit ihm haben wir uns gründlich auseinander gesetzt, nun habe ich an Sie eine sehr ernste Bitte zu richten, und ich wende mich dabei an Ihre Vernunft und Klugheit.“

Mit verletztem Stolz wandte sich Wellhoff ab.

„Würde ich ein Einkommen wie van Steen haben,“ sagte er verbittert, „dann würden Sie anders mit mir sprechen. Ich kann in diesem Punkte keine bindende Erklärung abgeben und überlasse alles Ihrem Fräulein Tochter.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu unsern Bildern.

Peking. Tritt man von der Chinesenstadt durch das mächtige Himmelsthor in die Tartarenstadt, so steht man fast unmittelbar vor dem Eingang zur kaiserlichen Stadt (s. Seite 33). In dieser kaiserlichen Stadt liegt wiederum die „Verbotene Stadt“, die von einem 60 Fuß breiten Graben und einer 22 Fuß hohen mit Zinnen versehenen Mauer umgeben ist. Hier verlebt der Kaiser von China in geheimnisvoller Abgeschlossenheit seine Tage; eine goldene Gefangenschaft, eingeengt durch tausende von Vorschriften, bis er eines Tages still verschwunden ist — eingegangen zu seinen Ahnen.

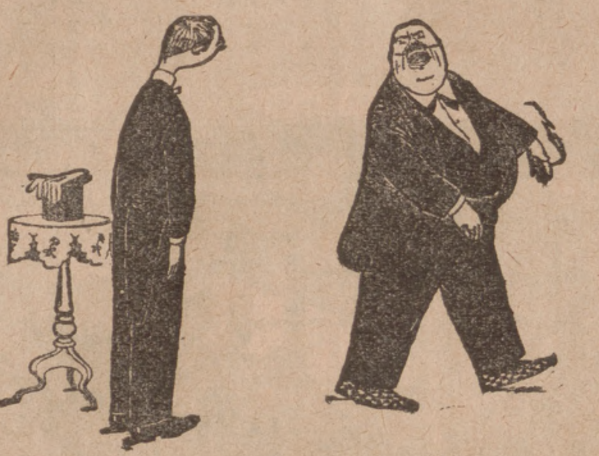
Ernst u. Scherz.

Das Rettungshaus von Zühlsdorf. Ein seltenes ja ergreifendes Beispiel von hochherziger Nächstenliebe gab ein armes Tagelöhnerpaar in Zühlsdorf. Beide waren Waisenkinder, die nie Vater und Mutter gekannt, sie lernten sich lieben, vermählten sich und lebten in kinderloser Ehe schlecht und recht ihre Tage dahin. Schon stehen sie an der Schwelle des Alters und die Haare werden grau, als ihnen eines Tages von einem entfernten Seitenverwandten ein stattliches Gut mit Haus und Hof erbschaftlich zufällt. Was thun nun die seltenen Menschen, die nie die schweren Tage einer freude- und liebelosen Jugend der Verwaisten vergessen hatten? — Sie kleiden sich sonntäglich an und begeben sich zum Prediger. Dort erklären sie, daß sie auf ihrem ererbten Gute ein Rettungshaus gründen wollten, in welchem arme, unglückliche Kinder, die ohne väterlichen Schutz, ohne mütterliche Liebe hilflos in der weiten Welt daständen, eine Heimstätte finden sollten. „Wir sind alt geworden, Herr Pfarrer,“ führten sie aus, „uns nützt der Reichtum nichts mehr, der uns zugefallen ist, darum wollen wir diejenigen glücklich zu machen suchen, die das Höchste entbehren müssen, was es für Kinder geben kann, Elternliebe und Elternschutz.“ So entstand das Rettungshaus, in welchem die braven Leute, so lange sie lebten, bescheiden die Stelle einer Hausmeisterfamilie einnahmen. Als sie dann zur ewigen Ruhe gingen, beteten 300 Waisenkinder an ihrem gemeinsamen Grabe.

Als einen Dichter, der sich selbst überleben mußte, bezeichnet der französische Dramatiker Emil Augier, den weltberühmten alten Eugen Scribe, den Dichter des Lustspiels „Ein Glas Wasser“, den Schöpfer des historischen Lustspiels, der einer der führenden Geister seiner Zeit war. Die Ursache dazu bot ihm ein Vorgang im Bureau des berühmten Theatre Français, welches jetzt ein Raub der Flammen geworden ist. Emil Augier plauderte gerade mit dem Direktor über die Aufführung seines Stückes „Die Fourchambaults“, als diesem die Karte eines andern Autors gereicht wurde. „Dieser alte Schwätzer, dieser unleidliche Querulant“, rief der Direktor ärgerlich aus, „sagen Sie ihm, ich sei nicht zu sprechen!“ Nun warf Emil Augier einen Blick auf die Karte und las: „Eugen Scribe.“ „Sie glauben nicht,“ entschuldigte der Direktor seinen Unmut, „wie mich dieser alte Mensch mit seinen Geschichten verfolgt.“ „Ja,“ versetzte Augier, ergriffen von dem Schicksal des berühmten und nun so armen Scribe,“ es ist immer ein Unglück, wenn ein Dichter — zu lange lebt.“

Als der berühmte Bildhauer Schadow von Friedrich Wilhelm IV. beglückwünscht wurde, daß er der Meister seines großen Schülers Rauch sei, versetzte dieser lächelnd: „Sie haben recht, Majestät, stolz könnte ich schon auf meinen Rauch sein, aber was habe ich davon? Mein ganzer Künstlerruhm ist nun — in Rauch — aufgegangen. Als der Meister am 20. Mai 1844 seinen achtzigsten Geburtstag feierte, sandte ihm König Friedrich Wilhelm durch seinen Adjutant neben den Glückwünschen auch einen hohen Orden. Schadow war wenig erfreut über den Orden und sagte: Nee, nee, lieber Adjutant, nehmen Sie man den Orden wieder mit, ich bin zu alt for so wat.“ „Aber Herr Direktor,“ versetzte der Offizier, „was wird Seine Majestät zu dieser Antwort sagen?“ „Na ja, das ist ja richtig. Schon gut, legen Sie man den Orden hier auf den Tisch.“ Froh darüber, daß er den Orden nicht wieder mitnehmen mußte, entfernte sich der Adjutant. Gleich darauf kam der König selbst. „Ich bin noch beim Anziehen, Majestät,“ rief Schadow aus seinem Schlafzimmer heraus, „komme gleich!“ Als sich Schadow endlich seinem Könige präsentierte, sagte dieser ärgerlich: „Ich will Ihnen eine Freude machen, und Sie werfen mir Grobheiten an den Kopf?“ „Aber nee doch, Majestät, ich meinte ja nur, daß Sie den Orden meinem Schwiegersohn Bendemann geben sollten.“

Bummelzug.



Rentier Fischer: Was? Nachdem Sie in der ganzen Bekanntschaft schon abgewiesen sind, werben Sie jetzt auch um meine Tochter! Sie sind ja der reine Bummelzug!

Bewerber: Wieso?

Rentier Fischer: Weil Sie jeden Augenblick wo anders anhalten!

Ueber das Massensterben, besonders der Kinder europäischer Eltern in Niederländisch-Indien, geben die neuesten Forschungen des Professors Robert Koch sehr wissenswerte Aufschlüsse. Der berühmte Gelehrte, der besonders die Natur des Malariafiebers studierte und sich bei seiner Anwesenheit in Batavia mit der Frage beschäftigte, ob die besagte Krankheit auf Tiere übertragbar sei, stellte fest, daß Tiere von dieser durch die ganzen Tropen verbreiteten Krankheit unberührt bleiben, und der Mensch der einzige Parasitenträger ist. Die Kinder europäischer Eltern fallen schon im zartesten Alter dieser unheimlichen Krankheit zum Opfer, so daß man bei diesen von einem Massensterben sprechen muß, dagegen sind die Kinder der Eingeborenen, wenn auch noch so nachlässig gepflegt und schlecht ernährt, gegen das Malariafieber fast gefeit. Diese Thatsache stellt Robert Koch gerade in Gegenden von Java fest, in denen die Kinder der Eingeborenen fortwährend Infektionen ausgesetzt sind. Für diese Erscheinung glaubt der Gelehrte darin einen plausiblen Grund zu finden, daß die Eltern der eingeborenen Kinder in zartem Alter die Krankheit bereits durchgemacht und so immun geworden sind. Damit würde der Bekämpfung des Malariafiebers überhaupt vielleicht eine Handhabe geboten sein.

Die armen Frauen! Wie lange müssen oft unsre armen Frauen seufzen und schmollen, bis sie endlich so glücklich sind, einen Grund dazu gefunden zu haben; auch in diesem Punkt wird ihnen das Dasein oft recht schwer gemacht!

Füllrätsel.

o						o
	o				o	
		o		o		
			o			
		o		o		
	o				o	
o						o

Die 36 leeren Felder sind mit den Buchstaben: B B C C D E E E E E G H I L L L L L L M M N N N N N O O O P R R R T U so auszufüllen, daß in den wagerechten Reihen 7 Wörter gebildet werden, und zwar: 1. Fluß in Südamerika, 2. Königshaus, 3. weiblicher Vorname, 4. Augenglas, 5. männlicher Vorname, 6. Selbstgespräch, 7. Werk Shakespeares.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Rätsel.

1 2 3 4 sei fest gebaut,
3 2 und 4 dagegen brennt,
Wenn kaum der Morgen erst gegraut,
Gar oft des Himmels Firmament.

Hervor tritt im Triumph die Sonne
Auf ihrem 4 1 2 und 3
Und jedem Wesen bringt sie Wonne,
An welchem 2 3 4 es sei.

Betonungsrätsel.

Ein Wort ist's, das drei Silben hat;
Wirst deren erste Du betonen,
So nennt es eine deutsche Stadt,
In der die Musen friedlich wohnen.

Doch wenn die zweite wird betont,
So kündet es den Preis, der viele
Und wohl auch Dich schon hat belohnt
Für treues Ringen nach dem Ziele.

Knackmandel.

3 silbig.

Lehrer X bricht in die Erste aus
Und spricht: Ihr Letzten, Euch erziehen,
Macht warm; so warm wies dort zu Haus',
Wo die drei Silben herrlich blühen.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Schachaufgabe:

1. Td5—d6	D7×e6
2. Tb4—b5	Ke3×e4
3. Tb5×e5‡ matt	
1.	D7×c6
2. Td6×c6	Ke3+d3
3. Tc6—c3‡ matt	

des Buchstabenrätsels: **Muster, Meister;** des Palindroms: Sie, Eis; des Wortteilungsrätsels: Sag' an, Sagan.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.
Gesetz vom 11./VI. 70.

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.